



Norman Levine

Aus einer Stadt am Meer ★★(★)

a.d. Englischen von Thomas Löschner

mitteldeutscher Verlag 2020 · 198 S. · 18.00

978-3-96311-268-3

Wollten Sie nicht immer schon mal so ein richtiges Frust-Rausrotz-Buch lesen? Dann habe ich hier einen Tipp für Sie. Der Verlag gibt an, dass es fünfzig Jahre seit der Originalausgabe dauerte, bis eine Übersetzung ins Deutsche erschien. Nach dem Lesen ahne ich, wieso.

Aber beginnen wir von vorn. Es ist die Geschichte eines Mannes, der mit seiner Familie während der Nazizeit als polnischer Jude nach Kanada auswanderte, als kanadischer Luftwaffenpilot am Zweiten Weltkrieg teilnahm und danach kostenlos studieren durfte. Nach dem Studium verlässt er Kanada und die streng-religiöse Familie und geht nach England, wo er seitdem im kleinen Badeort Carnbrey lebt, verheiratet und mit zwei Töchtern.

Bis hierhin klingt das noch nicht sehr außergewöhnlich, entspricht wohl auch weitgehend dem Lebenslauf des Autors, mit Ausnahme des Wohnortes, der bei Levine selbst St. Ives in Cornwall war. Doch von der ersten Seite an spürt man aus jedem Satz des Ich-Erzählers Überdruß und Widerwillen. Er findet vieles an seiner Frau kritisierenswert, mag aber andere Dinge, vor allem, dass sie jeder sexuellen Anwendung seinerseits bereitwillig nachkommt. Aber er mäkelte an ihrem gemieteten Haus herum, am vor allem im Winter wenig aufregenden Ort, den fehlenden Kontakten zu interessanten Mitmenschen und auch dem fehlenden Erfolg als Reiseschriftsteller, womit er etwas mühsam sein Geld verdient.

Dann kommt er auf seine eigenen Überlebensstrategien zu sprechen, erzählt von Besuchen bei Freunden in London, während denen er sein knappes Geld recht sorglos in Essen und Trinken umsetzt, von einer Reise nach Kanada, auf der er den Erfolgsautor mimt – schließlich gibt es nicht viele kanadische Schriftsteller. So jammert er sich durch die ca. 200 Seiten, ohne jemals Selbstkritik zu üben, ohne viel über die mindestens genauso unerfüllten Wünsche seiner Frau nachzudenken, ohne Motivation, selbst für eine Veränderung zu sorgen. Mehrmals hatte ich den Plan, die Lektüre voller Frust abzubrechen, doch ich wollte wissen, ob es einen Perspektivwechsel gibt.

Den gibt es nicht wirklich in den Worten des Buches. Dennoch ist man stellenweise erstaunt, wie intensiv und beinahe liebevoll Levine einzelne Begegnungen und Gespräche in allen Details schildert. Denn beobachten und in Worte fassen, das kann er, als Autor und als Titelfigur. So kommt es, dass man sich oft fragt, was dieser Mann eigentlich von seinem Leben erwartete? Er erzählt von zahlreichen Menschen, mit denen er in engen Austausch kommt, ihre Geheimnisse erfährt



oder sogar mit ihnen fremdgeht. Gleichzeitig beklagt er sich über die Langeweile und Inhaltslosigkeit seines Alltags. Er beschreibt die geringen Honorare, die seine Artikel erzielen (aus finanziellen Gründen kann er ja nicht mehr wirklich reisen, worüber er eigentlich am liebsten schreibt), und wirft das Geld an anderer Stelle aus dem Fenster, um mit wohlhabenden Freunden wenigstens ein bisschen mitzuhalten.

Das Ergebnis ist eine seltsame Mischung. Man bewundert seine scharfe Beobachtung, die Chuzpe, mit der er Situationen zu seinem Vorteil nutzt – und ist gleichzeitig entgeistert über seine Naivität und das völlige Fehlen einer Zielrichtung in seinem Tun. Eigentlich ist sein Schicksal über weite Strecken vergleichbar jedem britischen Angehörigen der unteren Mittelschicht und damit passend zu seinem Arbeitseinsatz, andererseits wäre er gerne reich, berühmt und einflussreich, was auch viele andere sich wünschen, aber, so wie er, niemals erreichen, weil sie dazu aus dem falschen Holz geschnitzt sind.

Ich hoffe insgeheim, dass der Autor selbst, der bereits 2005 starb, ein wenig mehr Zufriedenheit in seinem Leben fand. Wenn er seinem Protagonisten allerdings wirklich ähnelte, dann blieb ihm sicher ebenfalls nur ununterbrochenes Lamentieren. Noch einmal: Wer das mag und leicht erträgt, findet in diesem Buch auch durchaus interessante Details. Gegen Ende wird er auch beinahe versöhnlich, mit sich selbst, seiner Ehe und seinem Leben. Aber reicht „beinahe“? Für meinen Geschmack leider nicht.